

Erinnerungen an Zukünfte der Stadt in der Schweiz : Neuland Neu-Stadt

Autor(en): **Koch, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 7/8: **Debatten 1955-1975 : gegen die "Verhäuselung der Schweiz" =
Contre l'urbanisation diffuse de la Suisse = Fighting Swiss sprawl**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen an Zukünfte der Stadt in der Schweiz

Neuland Neu-Stadt

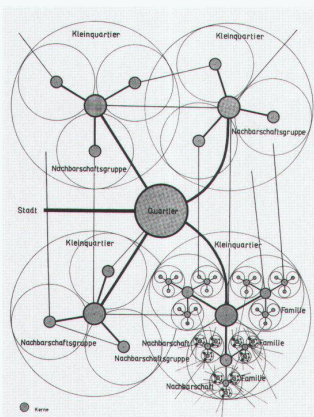
Der Städte-Bauer ist wieder wer, manchmal auch als Urbanist verkleidet. Man getraut sich heute wieder, im kleinen Massstab und mit grossen Gesten das Stadtganze zu denken – und in seiner Gestalt beeinflussen zu wollen. Schliesslich muss wieder Wachstum bewältigt und müssen Globalisierung wie Strukturwandel in räumliche Bahnen gelenkt werden. Natürlich spricht man nicht von «Neuer Stadt», allenfalls von neuen Stadt-Teilen, deren fragmentarischer Charakter gleich mitgeplant wird. Oder man nennt das Ganze bescheiden städtebauliche Akupunktur – die freilich eine Vorstellung darüber voraussetzt, was denn für das Stadtganze zuträglich sei.

Obwohl man sich von der Zeit der grossen Stadtgestaltungsansprüche abgrenzt, verführen die neuen grossen Aufgaben zur alten Sehnsucht nach Omnipotenz. In MVRDV's durchaus anregenden Bilderbüchern «Metacity/Datatown» (1999) und «Farmax» (1998) scheinen von Ferne die Hilberseimerschen Versuche zur «Hochhausstadt» aus den Dreissigerjahren wieder auf.

Wir hätten heute allen Grund, uns mit den Erfahrungen der letzten grossen Hoch-Zeit des Städtebaus auseinander zu setzen. Für atemlos mit der Gestaltung der Zukunft Beschäftigte gehören aber Amnesien zum guten Ton. Übersichten zur städtebaulichen Ideengeschichte existieren mittlerweile wohl ausreichend. Viel wichtiger wären wirkungsgeschichtliche Untersuchungen über die Leistungen, über die Gründe von Erfolgen und Misserfolgen. Sie gibt es kaum. Und Forschungsanträge, die hier Lücken schliessen möchten, haben es immer noch sehr schwer. Ilse Irions und Thomas Sieverts Buch über «Neue Städte – Experimentierfelder der Moderne» von 1991 sucht für die Schweiz immer noch seinesgleichen.

Mit der Idee der Neuen Stadt versuchten Architekten und Ingenieure, aber auch Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler seit Ende des 19. Jahrhunderts auf die rasante Entwicklung der Städte und ihrer Agglomerationen zu reagieren: mit dem wohl berechtigten Anliegen, diese Entwicklung in eine vernünftige, das heisst ästhetisch sinnfällige, soziale und wirtschaftliche – heute würde man sagen «nachhaltige» – Richtung zu beeinflussen. Später weitete sich dieser Anspruch folgerichtig als Regional- und Landesplanung auf die Gestaltung des gesamten menschlichen Lebensraumes aus. 1952 bis 1972 verdoppelte sich der umbaute Raum in der Schweiz. Die bis anhin über Jahrhunderte gewachsene Schweiz wurde in zwanzig Jahren praktisch noch einmal gebaut. Der Autoboom zeigte bis anhin unbekannte Dimensionen der Mobilität. Neue Verkehrsinfrastrukturen erschlossen neue funktionale Zusammenhänge und Gebrauchsformen des Raumes. Gründe genug für grundsätzliche Postulate zur Stadt. Die Trendextrapolation, dass unter Umständen bis zum Jahre 2000 mit 10 Millionen Einwohnern gerechnet werden müsse, tat ein Übriges. Was lag näher, als sich konzeptionell für eine solche Möglichkeit zu rüsten.

Der Architekt und spätere Landi-Direktor Armin Meili brachte seit den Dreissigerjahren mit seinem Konzept der «weitdezentralisierten Grossstadt Schweiz» diese vorsorgenden und planerischen Bestrebungen für die Schweiz schon sehr früh auf einen visionären und ausreichenden Begriff. Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte eine interdisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppe aus fast vierzig Fachleuten sich der Komplexität der Materie «Stadt» zu stellen: Das Ergebnis ihrer etwa dreijährigen Zusammenarbeit brachten Hans Carol und Max Werner 1949 als Buch heraus: «Städte, wie wir sie wünschen». Man fordert darin ein schweizerisches «Welwyn». Die Kleinstadt als originäre Siedlungsform der Schweiz ist auch weiterhin das erstrebenswerte Zukunftsbild. Das Buch wurde als das schweizerische Grundlagenwerk für die Planung der Neuen Stadt besprochen und verstaubte anschliessend – aus ungeklärten Gründen – in den Regalen. Ernst Egli schiebt 1951 ein parallel erarbeitetes Werk nach: «Die neue Stadt in Landschaft und



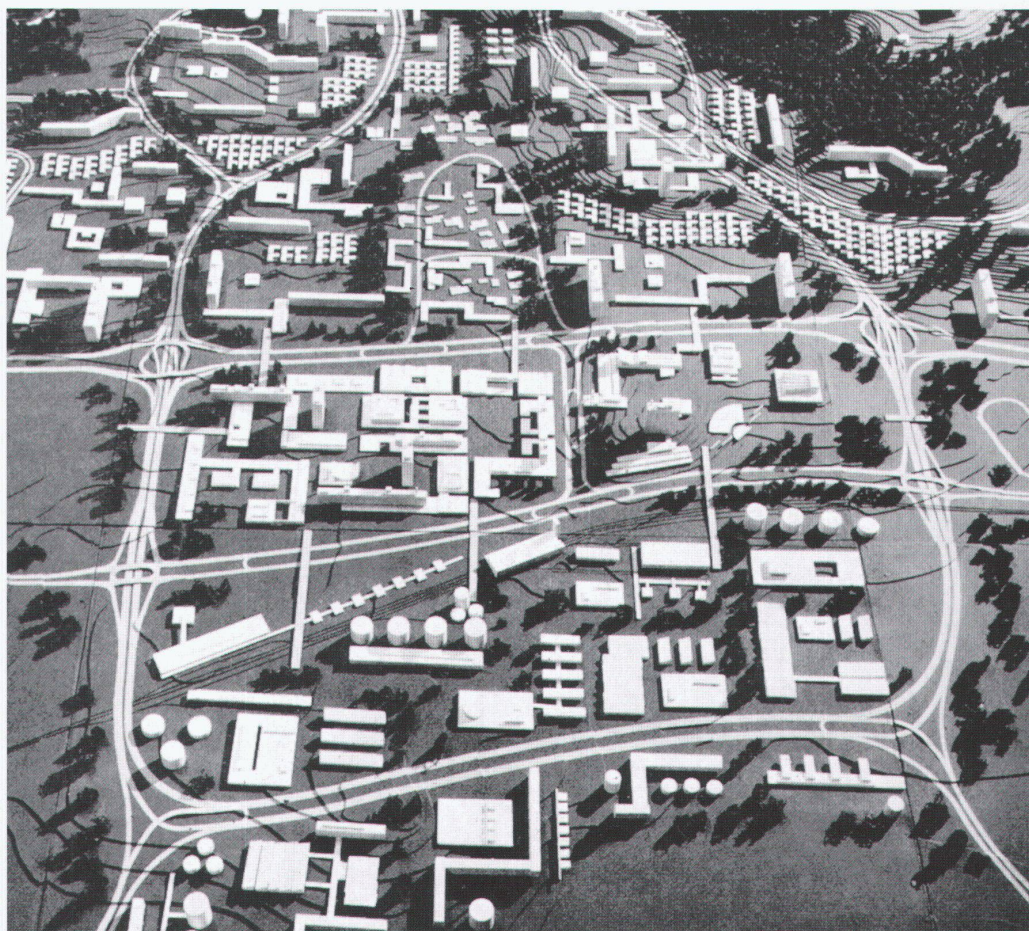
Klima». Er versucht darin in einer weltumspannenden Analyse die Bedingtheit der Entwicklung der Neuen Stadt nachzuweisen und – nach heutigen Begriffen – für eher topologische und ökologische Gestaltungsprinzipien zu plädieren.

Max Frisch, geläutert und inspiriert durch die «Neue-Welt-Erfahrung» seiner Amerikareise, fordert 1953 im Werk (cum grano salis) Pioniertaten in der Planung. Und er wettet gegen die helvetische Enge, die er in der Nachbarschaftsidee des schweizerischen Siedlungsbaus verwirklicht sieht: «Ich bin ein Städter ... und kein Bauer ... also ein Nomade ...» Etwas später tut er sich mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter zusammen, um mit Blick auf die EXPO 1964 die Idee einer Neuen Stadt zu propagieren: «Im Ernst: Gründen wir eine neue Stadt. Genauer gesagt: Versuchen wir es. Denn darin besteht das Wesentliche: dass es ein Experiment ist. Es soll uns zeigen, ob wir noch eine lebendige Idee haben, eine Idee, die eine Wirklichkeit zu zeugen vermag, eine schöpferische Vorstellung von unserer Lebensform in dieser Zeit.» (Lucius Burckhardt/Max Frisch/Markus Kutter, «achtung: die Schweiz», 1955. S.22.)

In der Folge wird die Gesellschaft «Die neue Stadt» gegründet, deren Hauptorgan die Zeitschrift «Plan» wird. Sie verfolgt die Idee neuer Städte weiter und tritt für deren Realisierung hierzulande ein. Allerdings deutlich «zahmer» als Frisch und seine Weggefährten. Als eine von Ernst Egli geleitete Arbeitsgruppe um 1960 das Projekt einer Neuen Stadt im

Raume Otelfingen im Furttal ausarbeitet, stehen Burckhardt, Frisch und Kutter dem Projekt kritisch gegenüber. Ein Stein des Anstosses ist die von der Arbeitsgruppe weiterverfolgte Idee der Nachbarschaft als sozialer Baustein der Gesellschaft. Die entsprechende grafische Darstellung veranschaulicht (Abb. S.20) sinnfällig, was man sich damals unter «organischem Städtebau» vorstellte: Die Stadt ist ein Baum. Und die entsprechenden baulich-räumlichen Umsetzungen können die Inspiration durch dieses Bild nicht leugnen. Dass weltläufige Intellektuelle wie Max Frisch nichts von zufälligen und erzwungenen Wohn-Nachbarschaften hielten, sondern die «geistig-menschlichen» Nachbarschaften suchten, ist nachvollziehbar. Gleichwohl scheint diese, mit anderen, kosmopolitischen Bildern operierende «Stadt-Beschwörung» damals eine Überforderung nicht nur der Gemüter, sondern auch der urbanen Gegebenheiten des Landes gewesen zu sein. Die heutigen Schwierigkeiten, die Idee der «Stadt oder Metropole Schweiz» zu kommunizieren, zeugen davon.

1961 argumentiert Benedikt Huber in der Einleitung zum Werk Nr. 5 «für eine Stadt von heute» und sucht nach Möglichkeiten und Bedingungen «bei geschickter Planung eine Verdichtung der Stadtatmosphäre» zu erreichen. Ausserdem wird der Basler Soziologe Edgar Salin mit Ausführungen zu einer «heutigen Urbanität» zitiert. Das nächste und letzte grosse einheitliche Paradigma des Städtebaus kündigt sich an: «Urbanität durch Dichte und durch Multifunktionalität.» Die theoretischen



Modellansicht der Studienstadt von Süden (Ausschnitt)

Otelfingen ZH, um 1960

Ein erstes «Neustadt»-Projekt der Nachkriegszeit; nicht realisiert

In der 2. Hälfte der Fünfzigerjahre arbeitet eine von Ernst Egli geleitete Arbeitsgruppe (mit den Architekten Werner Arbli, Rico Christ sowie mit E. Brühlmann, E. Winkler und R. Bollinger) das Studienprojekt über eine neue Stadt im Furttal aus. Der im Raum Otelfingen erwartete Bevölkerungszuwachs von zirka 35 000 Einwohnern soll für ein planmässiges Stadtwachstum genutzt werden. Die städtebauliche Grossform wird Thema: Das Turmhaus (24 Geschosse) soll Hügelkuppen bekrönen, das Scheibenhaus (14 Geschosse) einen räumlichen Abschluss bilden. Hingegen sind Vierkantwürfelhaus (4 Geschosse) und Zeilenhaus (4 Geschosse) als Kontrastelemente bzw. Ausnützungsausgleich gedacht, während das Hofhaus als Eigenheim an steileren Hangpartien zur Anwendung kommt. Die um den alten Kern von Otelfingen gruppierte neue Stadt ist in eigentliche Wohnzonen am Hang, eine Geschäftszone in der Talsohle und ein kulturelles Zentrum auf dem höchsten Punkt des Hanges gegliedert. Die einzelnen Quartierzentren sind durch ein ausgeklügeltes Verkehrssystem untereinander verbunden. Die Strassen sind nach ihren Funktionen in Erschliessungs-, Sammel- und Durchgangsstrassen getrennt. Der Fussgänger erreicht das Zentrum auf separaten Wegen von jedem beliebigen Punkt aus.

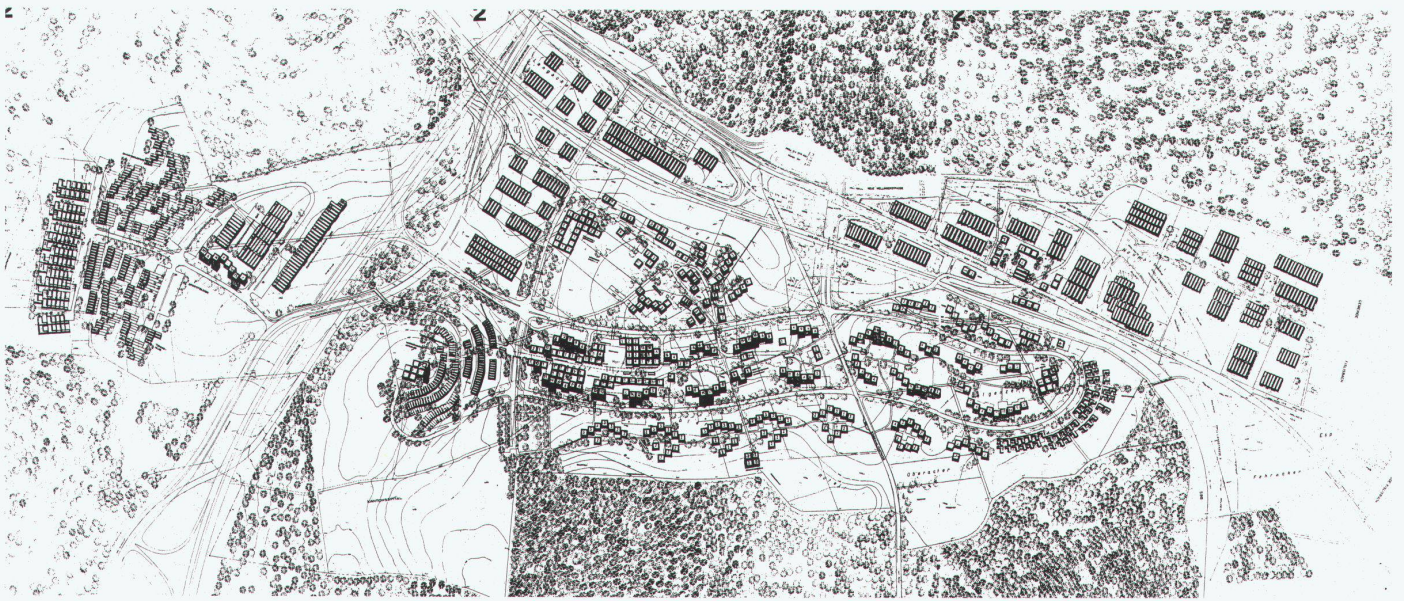
Grundlagen des organischen Städtebaus, die Analogien vom linearen sozialen Aufbau der Gesellschaft wie der Stadt über Nachbarschaften werden demontiert. Zum Beispiel von Schwarz und Gutmann mit Lucius Burckhardt in ihrem Gutachten für Hamburg-Bergstedt: «Wir verstehen das Funktionieren von Organismen noch viel zu wenig, als dass wir mit absoluter Sicherheit sagen können: Dieses – und nur dieses – Modell bildet einen gewissen biologischen Mechanismus ab.» Und: «Die Teilbeziehungen des menschlichen Lebens müssen autonom bleiben und dürfen nicht willkürlich zu Dominanten des Städtebaus gemacht werden» (Werk 3/1962, S. 80 ff). Oder in den Worten Rolf Gutmanns: Die so genannten «organischen Systeme können sich nicht anpassen. Sie sind Verfestigungen und Augenblickszustände, die der Bewohnerschaft keine Wahlmöglichkeiten offen lassen» (Werk-Chronik 7/1962, S. 148 f).

Die Entwicklung ging vom «Filzstift-Urbanisten zum Wissenschaftler» (Werk 1/1969). Mit umfangreichen, methodisch sorgfältig abgestützten Bestandesaufnahmen versuchte man nun, der Komplexität der Stadt zu Leibe zu rücken. In diesem Zusammenhang wurde der Begriff «Struktur» zum Lieblingswort der Sechzigerjahre. Stadt und städtische Zusammenhänge werden mit immer neuen Bildern und Modellen dargestellt. Dabei tritt die Bedeutung des räumlichen Modells zurück. Anstatt der «Gestaltähnlichkeit» versucht man die «Funktionsähnlichkeit» abzubilden, anstatt der Planung der Stadtform wird die Planung städtischer Vorgänge – planungsneudeutsch: Prozesse – wichtiger genommen. 1968 fordern Lucius Burckhardt und Walter Förderer in ihrem Buch

«Bauen – ein Prozess» die Überwindung der thematischen Architektur in Richtung auf eine prozessuale Architektur – Vorboten der heutigen Diskussion vom «Ende des Kontextes» (vgl. Anna Klingmann in WBW 3/2000, S. 22 ff.).

Vor diesem Hintergrund und in diese Auseinandersetzungen involviert, entstehen die Neustadt-Planungen für Dättwil/Baden und für Brünen/Bern. Die Planung der Metron für Dättwil nach einem gewonnenen Ortsplanungswettbewerb ist eine der wenigen zu grösseren Teilen realisierten schweizerischen Neustadtplanungen. In der Presse wird dieses Beispiel als «städteplanerischer Prototyp» erörtert. Für das Siedlungslayout mögen neben den strukturell-funktionalen Überlegungen des abschnittswisen Wachsens auch die strukturellen Darstellungen aus der japanischen Kultur (Abb. S. 20, Kimonomuster), die damals aufmerksam verfolgt wurde, Einfluss gehabt haben. Bemerkenswert am Beispiel Dättwil ist die Postulierung der Idee einer qualifizierten Funktionenmischung «avant la lettre», das heisst die qualitative Abstimmung der Art der Arbeitsplätze auf die Art des Wohnungsangebotes.

Die Planung für eine Entlastungsstadt «Brünen» ist das letzte grosse Neustadtprojekt in der Schweiz. Die Architekten Hans und Gret Reinhardt dokumentieren 1972 die umfangreichen Planungen als «AGK»: Approximatives Generalkonzept. Schon diese Wortwahl deutet darauf hin, dass es den Verfassern mehr um eine strukturelle Grundlegung einer Stadtentwicklung geht als um eine ganz bestimmte Form dieser Entwicklung. Vielmehr soll das vorgegebene Strukturkonzept spä-



Dättwil AG, 1967

Eine der wenigen, zu grösseren Teilen realisierten «Neustädte»

1967 wird in Baden eine zu jener Zeit ungewöhnliche Art Wettbewerb ausgeschrieben: der Ortsplanungswettbewerb – und zwar für die ehemals selbstständige Gemeinde Dättwil. Das Dorf Dättwil umfasst eine Fläche von 1,4 Mio. Quadratmeter und zählt 1967 lediglich 300 Einwohner. Mit dem Wettbewerb sollen 6000 zusätzliche Einwohner angesiedelt werden.

Vorstadt, neue Stadt oder Stadterweiterung von Baden sind die drei prinzipiellen städtebaulichen Lösungen. Der erstprämierte Entwurf der Metron verfolgt die Idee der «Planung einer neuen Stadt mit offenem Zentrum und theoretisch stufenlosem und unbegrenztem Wachstum.»* In bauliche «Elementbündel» umgesetzte «Funktionsbündel» sollen die Flexibilität dieses Entwurfes gewährleisten: «Was wir in einem beliebigen Ost-West-

Querschnitt des Projektes erkennen, ist ein in seiner Konsequenz an die Anlage der Berner Altstadt erinnerndes Elementenbündel: Wald, Sportplätze, Strasse, Parkplätze, überdeckt durch Wohnbebauung, Grünflächen mit Läden und Schulen, dann wieder Wohnbebauung, darunter Parkplätze, daneben Strasse, Sportplätze, Eisenbahn, Industrie, Strasse, Wald. Es ist gleichgültig, wie lang ein solches Bündel ist. Jede Einheit ist in sich

lebensfähig. Soll die Stadt erweitert werden, so wird einfach an das bestehende Bündel ein neues Bündel angeschoben.»*

*Werk 6/1967, S. 373

teren Realisatoren Gestaltungsspielräume offen lassen. An die Stelle der auch mit einer formalen Vorstellung verbundenen Idee der «Stadt als Organismus» tritt das Postulat von der «Stadt als System». Nachdem sich die sozialwissenschaftlichen Analogien als verhängnisvoll, bildmächtig und falsch erwiesen haben, versucht man es nun mit naturwissenschaftlichen Analogien und Inspirationen: Das Molekularmodell steht deutlich Pate.

Im 400 Seiten starken Bericht von 1972 ist von einer vielschichtigen mehrdimensionalen, dynamischen Nutzungsplanung die Rede, von schrittweiser Verfeinerung und mehrmaligem Durchlaufen der Planungsschritte zwecks Optimierung, von Iterationsschleifen, von Rückkoppelung usw. Oberflächlich kann man dieser Planung sicher nicht vorwerfen. Man hoffte bei der Realisierung auf den Faktor Mensch: Dass dieser die gebotenen Chancen der Ausgestaltung und Ingebrauch- und Inbesitznahme schliesslich ergreifen möge, um die Stadt zu einem attraktiven Lebens- und Arbeitsort zu entwickeln. Mit dem Ende der Hochkonjunktur verschwinden die Voraussetzungen für die Realisierung dieser neuen Stadt.

Kurz zuvor (1968) hatte Fritz Haller den Perimeter, in dem Stadt, die neue Stadt, verstanden werden muss, ein weiteres Mal – visionär – ausgeweitet: mit seiner kosmopolitischen, aber auch fast «gnadenlos» durchrationalisierten Vision von der «totalen Stadt». Darin begreift er die Welt als Stadt und reagiert mit einem globalen Stadt-Modell auf die Herausforderung der weltumspannenden Verstädterung und Vernetzung.

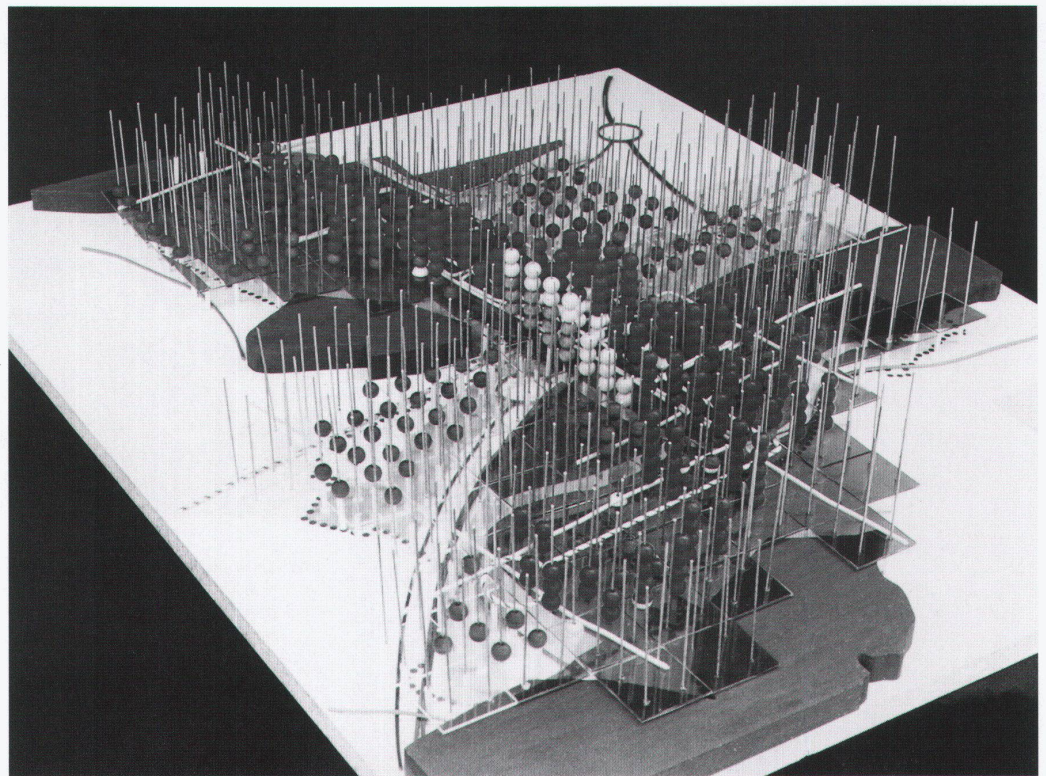
Die Kritik der damaligen Planungsanstrengungen der Neuen Stadt ist häufig formalistisch und mokiert sich über die Ästhetik der Stadtvisionen. Als wenn es hier eine Höherentwicklung gäbe. Als ob man heute der Zeitgebundenheit und Zeitgenossenschaft entfliehen könnte, belächelt man den Zeitgeist, den die damaligen Konzepte atmen. Haben wir heute den besseren? Architekten und Städtebauer stützen sich immer auf zeitgenössische Erkenntnisse anderer Disziplinen zur Gesellschaft, als deren Stoffwechselprodukt «Stadt» entsteht bzw. sich weiterentwickelt. Nach den Soziologen, Chemikern und Physikern hatten in letzter Zeit Mathematiker mit ihrer Chaostheorie und Philosophen mit ihrer Modernekritik grossen Einfluss auf den Städtebaudiskurs. Die These ist nicht allzu gewagt, dass auch die heutige Bezugnahme auf diese Theorien im eiligen Tagesgeschäft des Entwerfens ebenso Gefahr läuft, von Missverständnissen oder Vereinseitigungen geprägt zu werden. Gerade weil der Markt immer neue Stadt-Bilder verlangt. Ein bisschen des «Kaisers neue Kleider»? Wenn es um Stadt und Städtebau geht, kann die Bezugnahme auf eine «zudienende» andere Wissenschaft per se nicht richtig sein. Die pluralistische Gesellschaft verlangt das Austragen verschiedener Erkenntnisse und Positionen zur Lebensform Stadt. Das ist sicherlich eine wesentliche Schlussfolgerung aus der Beschäftigung mit der heroischen Zeit «der neuen Stadt»: dass sie ein Gemeinschaftswerk ist und sein muss – trotz allem, was sowieso nicht gelingen wird – oder gerade deswegen.

M.K.

Brünen BE, 1972

Das letzte grosse «Neustadt»-Projekt der Nachkriegszeit; nicht realisiert

«Die neue Siedlung soll eine Bejahung städtischen Lebens sein. Durch Verdichtung des Lebens im Kern, durch sorgfältige Planung der «Kontaktstellen», Privatbereich, öffentlicher Bereich, wird die Begegnung der Menschen zwanglos gefördert.»* Die Darstellung der strukturellen Verflechtungen erfolgt an einem Strukturmodell: «Am Strukturmodell wird versucht, die Abhängigkeit zwischen den einzelnen beeinflussenden Grössen und Funktionselementen mehrdimensional darzustellen. Das soll durch die Klarlegung der strukturellen Beziehungen, der funktionalen Zusammenhänge, der Zuordnung der Folgeeinrichtungen zu den Nutzungselementen usw. visualisiert werden.»* Insgesamt sollen 17 000 bis 22 500 Einwohner und 14 000 Arbeitsplätze auf dem rund einen Quadratkilometer grossen Areal untergebracht werden. Hierfür werden drei grundsätzlich verschiedene Bebauungsstrukturen entworfen: Ausgangspunkt ist die lineare Konzentration der Bebauung (mit einem hohen Anteil von Bauten mit über 10 Geschossen) entlang einer sog. «Funktionsachse» als städtebauliches Rückgrat. Die nächste Variante sieht eine etwas stärkere räumliche Differenzierung in Richtung auf Grossformen vor, die hof-



artige Strukturen definieren. Mit der 3. Variante wird ein weiterer Schritt zur Differenzierung der Baumassen und zu einem höheren Anteil niedrigerer Bauten getan, um die Identität von Teilbereichen zu erhöhen.

Strukturmodell

* Planung Brünen, Approximatives Generalkonzept 1972